



## *Stillers zweite Chance*

Voller Ehrfurcht betritt sie die Eingangshalle des großen Klinikums. Mit gezielten Schritten, dabei vorsichtig auftretend – als dürfe man hier keine Geräusche machen –, geht sie auf die Empfangsdame zu.

„Horst Stiller“, sagt sie ohne weitere Erklärung.

Die Frau am Empfang blickt auf ihren Bildschirm und fragt, ohne aufzusehen:

„Geburtsdatum?“

Zum Glück kennt sie es. All die Jahre hatte sie es nicht vergessen.

„Intensivstation, fünfte Etage rechts“, kommt die nüchterne Ansage.

„Klingeln Sie dort, bis jemand kommt.“

*Upps*, denkt sie. Die erste Hürde ist geschafft.

Sie wäre in Erklärungsnot geraten, hätte man sie gefragt, wer sie ist oder warum sie diesen Besuch macht.

Lange schon haben sich ihre Wege getrennt.

Vor ein paar Tagen hörte sie in den Medien von einem schweren Verkehrsunfall bei Köln – ein Jaguar, ein Sattelschlepper. Sofort hatte ihre Intuition gesagt: *Das kann nur er sein.*

Ihr Impuls war klar: Besuche ihn – er hat doch niemanden.

Ein grauer, trister Fahrstuhl bringt sie in die Etage mit dem Hinweis *Intensivstation*.

Als sie aussteigt, fühlen sich ihre Beine an wie aus weichem Gummi.

Sie atmet tief durch und klingelt.

Sie muss warten. Gefühlt lange.

Dann öffnet sich die Tür. Eine junge Frau im mintgrünen Kittel erscheint – freundlich, fast ermutigend.

„Zu wem möchten Sie?“

Sie wird gebeten, einen Kittel anzuziehen und sich die Hände zu desinfizieren. Dann begleitet die junge Frau sie in Zimmer 7.

Ihr erster Blick fällt auf den leblos daliegenden Körper im Bett – noch bevor sie die Geräte und Infusionen wahrnimmt. Leises Ticken, sanftes Summen – sonst Stille. Ein unheimliches, bedrückendes Gefühl breitet sich aus.

Erst jetzt bemerkt sie den Mann neben dem Bett, der ihr freundlich zunickt.

„Guten Tag. Sind Sie eine Verwandte von Herrn Stiller?“, fragt er ruhig.

„Nein ... das kann man eigentlich nicht sagen“, erwidert sie zögerlich und bleibt unschlüssig stehen.

Er erhebt sich, nimmt einen Stuhl und bietet ihr Platz an.

„Sie sind sicher ein Verwandter?“, fragt sie.

„Nein, ich bin Krankenhauseelsorger“, antwortet er ruhig. „Eigentlich ist es nicht üblich, bei Menschen im Koma hier zu sitzen. Aber bei Herrn Stiller komme ich ab und zu vorbei. Niemand sonst besucht ihn.“

Das hatte sie vermutet. Deshalb hatte sie ihn gesucht – in den umliegenden Krankenhäusern.

Sie fragt den Seelsorger nach Stillers Chancen. Er kann ihr nichts Genaues sagen. Nur so viel: Ohne Angehörige sei es schwer, Näheres zu erfahren.

Sie schaut in seine offenen, durchscheinenden Augen. Kann er etwas von all dem hier wahrnehmen?

Fassungslosigkeit überfällt sie. Für einen Moment bereut sie, gekommen zu sein.

„Wenn es Ihnen guttut“, sagt der Seelsorger sanft, „erzählen Sie mir doch ein wenig von ihm. Was war er für ein Mensch?“

Sie blickt zu ihm, dann auf Stiller.

Er ist nicht tot. Also ist sie auch nicht verpflichtet, nur Gutes zu sagen.

Gleichzeitig spürt sie den Drang, das, was sie weiß, einem Menschen mitzuteilen. Warum nicht diesem Seelsorger? Vielleicht kann er Stillers Seele heilen.

„Was war er für ein Mensch?“ Sie seufzt.

„Wenn ich ihn so sehe, frage ich mich: Wird er jemals wieder so leben, so sein wie vor dem Unfall?“

Fast wünsche ich ihm, dass dieses Schicksal ihn verändert – so drastisch, dass die Zeit, die ihm bleibt, seine Wunden heilt. Und vielleicht auch die Wunden derer, denen er noch begegnet.“

Der Seelsorger nickt.

„Erlauben Sie mir eine persönliche Betrachtung“, sagt er.

„Wenn alle Menschen in der Lage wären, ihr Handeln zu reflektieren – Ursachen zu erkennen, Wirkungen zu begreifen –, gäbe es weniger Ungerechtigkeit.

Wenn Menschen in Machtpositionen zuerst Verantwortung für sich selbst übernehmen, wären viele Konflikte vermeidbar.

Selbstkenntnis – als höchste Stufe der Persönlichkeit. Als Voraussetzung für Ämter, für Einfluss.“

Sie lächelt schwach.

„Stiller war ein seelisch armer Mensch“, beginnt sie.

„Mit dieser Armut hat er andere verletzt.“

Ich sehe ihn noch vor mir – Anfang sechzig. Voller Schwung springt er auf einen Besprechungstisch, nur um jungen Ingenieuren zu zeigen, wie fit er ist.“

Er musste immer oben sein.

Vorstand? Reichte nicht. Dann Vorstandssprecher.

BMW? Reichte nicht. Dann Jaguar – der jetzt, zusammengefaltet, auf einer Deponie liegt.

Sein Leben war ein Machtspiel. Manipulation, Tricks – alles Mittel zum Zweck, um Konkurrenten auszuschalten. Viele wurden krank, psychisch zermürbt. Einige trennten sich rechtzeitig.

Sein Spielfeld: die Arbeitswelt.  
Sein Spiel: der Kampf.

„Gab es nichts anderes in seinem Leben?“, fragt der Seelsorger.

„Für ihn nicht. Freunde hatte er keine. Seine Wohnung – ein Museum, unbewohnt. Er aß in der Küche, auf einer Kiste. Der Esstisch war nur als Abschreckung für Einbrecher gedeckt.

In einer Schublade lag stets griffbereit eine Pistole. Alles, was er öffentlich berührte, wischte er vorher ab, desinfizierte er.

Er war makellos gekleidet – ein Bild äußerer Perfektion. Das Büro voller Kunst, die Schränke voller Anzüge, akribisch ausgesuchte Krawatten, als wären sie Ausstellungsstücke.

„Hatte er nie Familie?“, fragt der Seelsorger, nun sichtbar bewegt.

„Doch. Aber wer ihm nahekommen wollte, wurde abgeschüttelt wie eine Fliege. Eine Frau verließ er aus Eifersucht. Eine andere mit seinen Kindern war eines Abends einfach spurlos gegangen.

Die folgenden Frauen waren Schmuckstücke. Jung. Schön. Nie lange geblieben.

Der Seelsorger wird still.  
Nach einem tiefen Atemzug sagt er:

„Kein Handeln ohne Grund. Etwas muss ihn so haben werden lassen.“

„Ja“, sagt sie leise.  
„Als Kind – zwischen fünf und acht Jahren – wurde er

gedemütigt. Ich hörte, er musste im Stall schlafen, bekam kaum zu essen. Nur gekochte Kartoffeln.“

„Dann ist vieles verständlich“, antwortet der Seelsorger.

„Unverständlich bleibt nur, es nicht zu erkennen – und nichts dagegen zu unternehmen.“

„Was wünschen Sie ihm?“, fragt er schließlich.

Sie schweigt. Dann sagt sie:

„Ich wünsche ihm, dass Sie bei ihm bleiben.

Wenn er aufwacht, soll jemand da sein.

Sein Leben wird weitergehen.

Auf einen Tisch wird er nie wieder springen – mit amputiertem Bein.

Und der Spiegel wird ihm wehtun – wegen der Narben.

Vielleicht erlebt er im Koma sein Leben neu – in Fetzen, in Bildern.

Vielleicht hat er unser Gespräch wahrgenommen, ganz unbewusst.

Wenn Sie ihn begleiten, hat er eine Chance.

Eine zweite Chance.

Ich wünsche ihm diese zweite Chance.

Auf ein richtiges Leben.

Von Herzen.

*Eine zweite Chance ist immer eine Möglichkeit.*

*Nicht immer braucht es dafür dramatische  
Einschnitte oder lebensbedrohliche Ereignisse.  
Doch fast immer geht ihr eine Erschütterung  
voraus - ein inneres Stölpern, ein leises oder  
lautes Irritiertsein, das spüren lässt:  
So wie bisher soll es nicht weitergehen.*

*Eine zweite Chance ist kein Zurück.*

*Sie ist ein neues Nach-vorn.*